

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Offenburger Tageblatt. [Offenburg-Stadt]. 1950-1952 1950

8 (24.6.1950) Wochenbeilage zum Offenburger Tageblatt

Die schwarze Spinne / Von Jeremias Gotthelf

7. Fortsetzung

Sie sagte nicht, daß es sich mit dem Teufel nicht spassen lasse, daß wer ihm ein Ohr leihe, bald den ganzen Kopf geben müsse, sondern sie redeten von des Grünen schrecklicher Gestalt, seinem Flammenbart, der feurigen Feder auf seinem Hut, einem Schloßturme gleich, und dem schrecklichen Schwefelgeruch, den sie nicht hätten ertragen mögen. Christines Mann aber, der gewöhnt worden war, daß sein Wort erst durch die Zustimmung seiner Frau Kraft erhielt, sagte, sie sollten nur seine Frau fragen, die könne ihnen sagen, ob es jemand hätte aushalten mögen, und daß die ein kuraschiertes Weib sei, wüßten alle. Da sahen sich alle nach Christine um, aber keiner sah sie. Es hatte jeder nur an seine Rettung gedacht und an andere nicht, und wie jetzt jeder am Trocknen saß, so meinte er, die anderen säßen ebenso. Jetzt erst fiel allen bei, daß sie Christine seit jenem schrecklichen Augenblick nicht mehr gesehen, und ins Haus war sie nicht gekommen. Da begann der Mann zu jammern und alle anderen mit ihm, denn es ward ihnen allen, als ob Christine allein zu helfen wüßte. Plötzlich ging die Türe auf, und Christine stand mitten unter ihnen, ihre Haare triefen, rot waren ihre Wangen, und ihre Augen brannten noch dunkler als sonst in unheimlichem Feuer. Eine Teilnahme, deren Christine sonst nicht gewohnt war, empfing sie, und jeder wollte ihr erzählen, was man gedacht und gesagt und wie man Kummer um sie gehabt. Christine sah bald, was alles zu bedeuten hatte, und verbarg ihre innere Glut hinter spöttische Worte, warf den Männern ihre überleitete Flucht vor und wie keiner um ein arm Weib sich bekümmert und keiner sich umgesehen, was der Grüne mit ihr beginne. Da brach der Sturm der Neugierde aus, und jeder wollte zuerst wissen, was nun der Grüne mit ihr angefangen, und die Hintersten hoben sich hoch auf, um besser zu hören und die Frau näher zu sehen, die dem Grünen so nahe gestanden. Sie sollte nichts sagen, meinte Christine zuerst, man hätte es nicht um sie verdient, als Fremde sie übel geplagt im Tal, die Weiber ihr einen üblen Namen angehängt, die Männer sie allenthalben im Stich gelassen, und wenn sie nicht besser gesinnt wäre als alle und wenn sie nicht mehr Mut als alle hätte, so wäre noch jetzt weder Trost noch Ausweg da. So redete Christine noch lange, warf harte Worte gegen die Weiber, die ihr nie hätten glauben wollen, daß der Bodensee größer sei als der Schloßteich, und je mehr man ihr anhielt, um so härter schien sie zu werden und stützte sich besonders darauf, daß, was sie zu sagen hätte, man ihr übel auslegen und, wenn die Sache gut käme, ihr keinen Dank haben werde; käme sie aber über, so lüde man ihr alle Schuld auf und die ganze Verantwortung. Als endlich die ganze Versammlung vor Christine wie auf den Knien lag mit Bitten und Flehen, und die Verwundeten laut aufschrien und anhielten, da schien Christine zu erweichen und begann zu erzählen, wie sie standgehalten und mit dem Grünen Abrede getroffen; aber von dem Kuß sagte sie nichts. Nichts davon, wie er sie auf der Wange gebrannt und wie es ihr getostet im Gemüt. Aber sie erzählte, was sie seither gesinnt im verschlagenen Gemüt. Das Wichtigste sei, daß die Buchen nach Bärhegen geschafft würden, seien die einmal oben, so könne man immer noch sehen, was man machen wolle, die Hauptsache sei, daß bis dahin, soviel ihr bekannt, unter ihnen kein Kind werde geboren werde.

Vielen lief es kalt den Rücken auf bei der Erzählung, aber daß man dann noch immer sehen könne, was man machen wolle, das gefiel allen wohl.

Nur ein junges Weibchen weinte gar bitterlich, daß man unter seinen Augen die Hände hätte waschen können, aber sagen tat es nichts. Ein alt ehrwürdig Weib dagegen, hochgestaltet und mit einem Gesicht, vor dem man sonst sich beugen oder vor ihm fliehen mußte, trat in die Mitte und sprach: Gottvergessen wäre es gehandelt, auf das Ungewisse das Gewisse stellen und spielen mit dem ewigen Leben. Wer mit dem Bösen sich einlasse, komme vom Bösen nimmer los, und wer ihm den Finger gebe, den behalte er mit Leib und Seele. Aus diesem Elend könne niemand helfen als Gott, wer ihn aber verlasse in der Not, der versinke in der Not. Aber diesmal verachtete man der Alten Rede, und schweigen hieß man das junge Weibchen, mit Weinen und Heulen sei einem diesmal nicht geholfen, da bedürfte man Hilfe anderer Art, hieß es.

Rätig wurde man bald, die Sache zu versuchen. Böse könne das kaum gehen im bösesten Fall; aber nicht das erstmal sei es, daß Menschen die schlimmsten Geister betrogen, und wenn sie selbst nichts wüßten, so fände wohl ein Priester Rat und Ausweg. Aber in finstern Gemüt soll mancher gedacht haben, wie er später bekannte: gar viel Geld und Umtriebe wage er nicht eines ungetauften Kindes wegen.

Als der Rat nach Christines Sinn gefaßt wurde, da war es, als ob alle Wirbelwinde über dem Haus zusammenstießen, die Heere der wilden Jäger vorüberausen; die Posten des Hauses wankten, die Balken bogen sich, Bäume splitterten am Haus wie Speere auf einer Ritterbrust, blaß wurden drinnen die

Menschen, Grauen überfiel sie, aber den Rat lösten sie nicht; bei grauem Morgen begannen sie seine Ausführung.

Schön und hell war der Morgen, Gewitter und Hexenwerke verschwunden, die Aexte hieben noch einmal so scharf als sonst, der Boden war locker, und jede Buche fiel gerade, wie man sie haben wollte, kein Wagen brach mehr, das Vieh war willig und stark und die Menschen geschützt vor jedem Unfall wie durch unsichtbare Hand.

Nur eines war sonderbar. Unterhalb Sumiswald führte damals noch kein Weg ins hintere Tal; dort war noch Sumpf, den die zügellose Grüne bewässerte, man mußte den Stalden auf durchs Dorf fahren, an der Kirche vorbei. Sie fuhren wie an den frühern Tagen immer drei Züge auf einmal, um einander helfen zu können mit Rat, Kraft und Vieh, und hatten nun nur durch Sumiswald zu fahren, außerhalb des Dorfes den Kilchstalden ab, an dem eine kleine Kapelle stand; unterhalb desselben auf ebenem Weg hatten sie die Buchen abzulegen. Sobald sie den Stalden auf waren und auf ebenem Weg gegen die Kirche kamen, so ward das Gewicht der Wagen nicht leichter, sondern schwerer, und schwerer, sie mußten Tiere vorspannen, so viele sie deren hatten, mußten unmenschlich auf sie schlagen, mußten selbst Hand an die Speichen legen, dazu scheuten die sanftesten Rosse, als ob etwas Unsichtbares vom Kirchhof her ihnen im Weg stehe, und ein dumpfer Glockenton, fast wie der verirrte Schall einer fernen Totenglocke, kam von der Kirche her, daß ein eigentümlich Grauen die stärksten Männer ergriff und jedesmal Menschen und Tiere bebten, wenn man gegen die Kirche kam. War man einmal vorbei, so konnte man ruhig fahren, ruhig zu frischer Ladung wieder gehen.

Sechs Buchen lud man selbigen Tags nebeneinander ab an die abgededete Stelle, sechs Buchen waren am folgenden Morgen zu Bärhegen oben gepfanzt, und durchs ganze Tal hin hatte niemand eine Achse gehört, die sich umgedreht um ihre Spule, niemand der Fuhrleute üblich Geschrei, der Pferde Wiehern, der Ochsen einformig Gebrüll. Aber sechs Buchen standen oben, die konnte sehen, wer wollte, und es waren die sechs Buchen, die man unten an dem Stalden hingelegt hatte, und nicht andere.

Da war das Staunen groß im ganzen Tal, und die Neugierde regte sich bei männlich. Absonderlich die Ritter nahm es wunder, welche Pacht die Bauern geschlossen, und auf welche Weise die Buchen zur Stelle geschafft würden. Sie hätten gerne auf heidnische Weise den Bauern das Geheimnis ausgepreßt. Allein sie sahen bald, daß die Bauern auch nicht alles wüßten, da sie selbst halb erschrocken waren. Zudem wehrte der von Stoffeln. Dem war es nicht nur gleichgültig, wie die Buchen nach Bärhegen kamen, im Gegenteil, wenn nur die Buchen heraufkamen, so sah er gern, daß die Bauern dabei geschont wurden. Er hatte wohl gesehen, daß der Spott der Ritter ihn zu einer Unbesonnenheit verleitet hatte, denn wenn die Bauern zu grunde gingen, die Felder unbestellt blieben, so hatte die Herrschaft den größten Schaden dabei: allein was der von Stoffeln einmal gesagt hatte, dabei blieb es. Die Erleichterung, welche die Bauern sich verschafft, war ihm daher ganz recht und ganz gleichgültig, ob sie dafür ihre Seelen verschrieben; denn was gingen ihn der Bauern Seelen an, wenn einmal der Tod ihre Leiber genommen. Er lachte jetzt über seine Ritter und schützte die Bauern vor ihrem Mutwillen. Diese wollten den Handel doch ergründen und sandten Knappen zur Wache; die fand man des Morgens halbtot in Gräben, wohin eine unsichtbare Hand sie geschleudert.

Da zogen zwei Ritter hin auf Bärhegen: es waren kühne Degen, und wo ein Wagnis zu bestehen gewesen im Heidenland, da hatten sie es bestanden. Am Morgen fand man sie erstarrt am Boden, und als sie der Rede wieder mächtig waren, sagten sie, ein roter Ritter mit feuriger Lanze hätte sie niedergesamt. Hie und da konnte eine neugierige Weibseele sich nicht enthalten, wenn es Mitternacht war, durch eine Spalte oder Luke nach dem Weg im Tal zu sehen. Als bald wehte ein giftiger Wind sie an; das Gesicht schwoll auf, wochenlang konnte man weder Nase noch Augen sehen, den Mund mit Mühe finden.

Einmal aber kam plötzlich einen Mann das Sterben an; er bedurfte des letzten Trostes, aber niemand durfte den Priester holen, denn Mitternacht war nahe, und der Weg führte am Kirchstalden vorbei. Da lief ein unschuldig Bübchen, Gott und Menschen lieb, aus Angst um den Vater ungeheissen Sumiswald zu. Als es gegen den Kilchstalden kam, sah es von dort die Buchen auffahren vom Boden, jede von zwei feurigen Eichhörnern gezogen, und nebenbei sah er reiten auf schwarzem Bock einen grünen Mann, eine feurige Geißel hatte er in der Hand, einen feurigen Bart im Gesicht, und auf dem Hut schwankte glutrot eine Feder. So sei der Zug gefahren hoch durch die Lüfte über alle Egg weg und schnell wie ein Augenblick. Solches sah der Knabe, und niemand tat ihm was.

Noch waren nicht drei Wochen vergangen, so stunden neunzig Buchen auf Bärhegen, machten einen schönen Schattengang, denn alle schlugen üppig aus, keine einzige verdorrte. Aber die Ritter und auch der von Stoffeln ergingen sich nicht oft darin, es wehte sie allemal ein heimlich Grauen an; sie hätten von der Sache lieber nichts mehr gewußt, aber keiner machte ihr ein Ende, es tröstete ein jeder sich: fehle es, so trage der andere die Schuld.

Fortsetzung folgt

Zwischen Rhein und Schwarzwald

Wochenbeilage zum Offenburger Tageblatt

1. JAHRGANG

24. Juni 1950

NUMMER 8

„Gen is au e Stüdli zum St. Johannesfürli“

Der Johannestag im Badnerland / Von Franz Josef Mayer

Der Johannestag ist das Fest der Sommersonnenwende. Ein uralter Feiertag. Unsichtbare Fäden lebendiger Erinnerung halten uns nach Jahrhunderten noch verknüpft mit den Anschauungen unserer Vorfahren. Von christlichem Geist erfüllt sind sie wach geblieben im Denken des Volkes. Wie tief der Johannestag im Volksleben verwurzelt ist, beweisen die zahlreichen sinnigen Bräuche, die wir noch heute in unserem Badnerland kennen.

Der Johannestag soll regenbringend sein. „Vor Johann bet um Regen, nachher kommt er ungelegen“ sagt der Bauernmund. Den am Johannestag oder am Vorabend gesammelten Kräutern, zu denen vor allem das gelbe Johanneskraut (Hypericum) gehört, wird eine besondere Heilkraft zugeschrieben. Gegen Blitz und Seuche schirmen die Johanneskrauter Haus und Stall. Im Sonnwendfeuer angebrannt und genossen, schützen die Kräuter vor Mundkrankheiten. Blumen die in der Johannesnacht zum Erblühen kommen, schreibt man eine ganz bevorzugte Heilkraft zu und Bäumchen, die in dieser Nacht angepflanzt werden, sollen hundert Jahre alt werden. Ja und die, welche das Glück haben, in der Johannesnacht das Licht der Welt zu erblicken, bezeichnet man als besondere „Glückspitze“.

Am Spätabend des Johannestages lodern überall im badischen Lande, auf den Höhenzügen der Schwarzwaldberge, dem Breisgau, dem Hegau, am Fuße des Heuberges und am Bodensee, die Sonnwendfeuer, Johannesfeuer genannt, zum nächtlichen Himmel empor. Einst sind die Johannesfeuer inmitten des Ortseters, vor dem Rathaus oder auf dem Marktplatz abgebrannt worden. Noch heute sammelt die Jugend zum Johannestag in den Häusern Reisig und Holz zum Johannesfeuer. Sie tun es meist mit entsprechenden Versen, die auf das Johannesfeuer hinweisen wie z. B. in Niederschopfheim bei Offenburg.

Gen is au e Stüdli

Zum Sankt Johannsfürli

's Fürli welle mer baihe

Zum Johannestage.

Glück ins Haus, Unglück raus,

Werfe alli alti Schütter rus!

Neue Welle, alte Welle, nur kei Streu

Oder der Hanf wächst nimme!

In Ettenheim und Ettenheimweiler wird folgender Vers gesprochen:

Velleton, Blümelein,

Auf jeden Stock drei Vögelein!

Mer singe um e Maß Bohne,

Mer welle sie scho verschone,

Mer singe um e Maßle Linse,

Mer welle sie scho verzine;

Mer singe um e Stückle Spack,

Mer trage sie wit ewag,

Mer singe um e Bose Strauh,

Der ... het e böse Frau!

Sankt Johanniskraut / Von Karl May

Seit Tagen brennt es im Strahl der Sonne golden an der Halde. Es ist eine der schönsten Blumen des Sommers und wird neben andern an Johanni gern gepflückt. Wie kleine Sonnen, wie güldene Sterne leuchten die Blüten.

Sicher war die Pflanze schon unsern Ahnen bekannt. Hartheu mag der erste Name gewesen sein. Denn hart und sparrig ist der Stengel. Wer die Blätter gegen das Licht beschaut, der ist erstaunt ob der feinen Tupfen und wundert sich dann nicht, daß die Pflanze auch Tupfelhartheu heißt. Ob der Form und der strahlenden Farbe ward das Johanniskraut zum Sonnenkult verwendet. Nach Annahme der christlichen Lehre wurde die heidnische Kultblume ein dem heiligen Johannes geweihtes Kraut. Paracelsus führt 1525 erstmals den Namen St.

Und in Schutterwald:

Schittle rus, Schittle rus,
Oder ich schlag Dir a Loch ins Hus!
Alti Walle, neu! Walle,
Gen is au a Schittle zum Johannesfürli,
Mer welle's wohl wage zuem St. Johannis sage!

In Ueberlingen am Bodensee und in Meßkirch:

Kai mer au a Scheitle ra,
Zum Johannes Guckelfür,
Ois, zwoi oder drui!

In Ettlingen spielen neben St. Johannes auch St. Veit, St. Thomas und St. Michael eine Rolle.

Vit, zum Vit, zum Häfeli,
Zum Dumme, zum Dumme!
's Schittle wird bald kumme,
Zum dewere, zum dewere,
Stell d'r böse Maidle noh!
Glück ins Hus, Unglück rus!
D'r Michel und d'r Vit,
Sie bitte um e Schit,
Sie bitte um e Wild,
Daß 's ganz Jahr kei Unglück g'schieht!

Aus der Beisteuer zum Johannesfeuer kennzeichnet sich noch deutlich die ursprüngliche Bedeutung. Mit den Johanneskrautern, die man in das Feuer wirft, geht auch alles Unglück in Rauch auf. Nach altem Volksglauben werden die bisher brennenden Herdfeuer alt und kraftlos sobald die Sonne zu sinken beginnt. Sie werden deshalb ausgelöscht und ein Notfeuer, das durch Reiben zweier trockener Hölzer entfacht wird, angezündet. Mit seiner reinen Glut wird das Herdfeuer erneuert. Kohle und Asche des Notfeuers werden aufbewahrt, denn sie besitzen Heilkraft. Die Kohle wird gegen Viehkrankheiten angewendet, die Asche fördert die Fruchtbarkeit des Bodens und schützt Acker und Feld vor schädlichem Ungeziefer.

In Merdingen bei Breisach halten die Kinder ein mit Blumen geschmücktes Kreuz über das Feuer, das dann zu Hause aufbewahrt wird und Haus und Hof vor Ungewitter schützt. In Ueberlingen am Bodensee wird an diesem Tag der Nachbarschaftstrunk durchgeführt. Der Johannestrunke gehört ebenso zum Johannestag wie das Gautschfest der Buchdrucker, der Männer der „schwarzen Kunst“. Da werden die Ausgeleiteten von den Gehilfen des Gautschmeisters beim „Schopf“ gefaßt und kopfüber in ein mit Wasser gefülltes Plantschbecken oder auch eine Gautschwanne gesetzt. Anschließend erhält der „Neugebackene“ vom Gautschmeister einen schmucken Gautschbrief ausgehändigt auf Grund dessen er dann erst wirklicher Geselle der wohlenden Zunft ist.

Johannkraut an und weiß zu berichten, „daß dieses Kraut für und für kranzweise unter dem Barett getragen und zur Nacht unter das Kissen gelegt werden soll, weil Gott ein großes Geheimnis darin gelegt hat gegen die „Dollen Fantasien“ die den Menschen zur Verzeiwung bringen.“

Der Glaube an die Kraft dieses Krautes war allzeit groß. Damit lassen sich böse Geister vertreiben, damit ist man gegen Verführungen des Satans gefeit, damit kann man den Unhold verjagen. In den Namen Teufelskraut und Jageteufel blüht der alte Glaube weiter. Mit Johanniskraut lassen sich Haus und Hof auch vor Hexen-Unwesen schützen. Damit die Schwarzkünstler und die Hexen ihr dunkles Treiben offenbaren, daß sie ein Geständnis ablegten, gab man ihnen vor Jahrhunderten

unsere Pflanze als Hexenkraut mit dem Essen ein. Gehst du, lieber Leser, aber einmal zur Sommerzeit über Land, so lege Johanniskraut in deine Wanderschuhe, und du wirst nie- und nimmermehr ermüden. Hast du aber Wunden, oder plagen dich Zipperlein und Podagra, dann bringst dir Herrgotts- blut, das aus dem Kraut gewonnen, Hilfe und Heilung. Da und dort bindet man aus Johanniskraut in der Sonnwendzeit Kränze. Darin fehlen in der Regel auch nicht blaue Kornblumen und blutroter Mohn, Kamille und Holunder. In Böhmen hängt man die Kränze an eine hohe Stange, um welche das Johannis- feuer lodert. Darnach werden sie abgenommen und Burschen und Mädchen schauen sich dadurch gegenseitig an. Nach drei- maligem Zuwerfen über das Feuer hinweg verrät das Liebes- kraut ob die jungen Leute ein glückliches Paar werden.

Vierorts werden die Johanniskränze mit nach Hause genom- men. Die Urahnne gibt davon ins Badewasser der Kinder, sie verordnet davon bei Krankheit Mensch und Tier. Der alte Bauer legt im Hause Teile des Kranzes aus, um den Mäusen zu wehren in das Feld gesteckt mehrt sich die Fruchtbarkeit des Bodens.

Der einkehrfrohe Hausfreund / Von Lambert Rebholz

Daß Johann Peter Hebel gern unter einem gastlichen Dach verweilte, wird kaum jemand überraschen, der seine „Alemanni- schen Lieder“ wie seine Kalendergeschichten kennt. Vor allem im „Schatzkästlein“ verrät sich ein aufgeschlossenes Ge- müt, das mit Leben und Treiben in vornehmen Gasthöfen, wie in den Schenken der kleinen Leute vertraut ist. So erwartet man es nicht anders, als daß der Dichter auch in seinen Brie- fen oft und mit Behagen davon erzählt, er habe da und dort dem Wein auf den Zahn gefühlt oder munteren Sinnes mit anderen Gästen sich unterhalten.

Im Mai 1807 schrieb er an die „teuerste Freundin“, an Gu- stave Fecht in Weil, er gehe gern in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten in die Kirche und erbaue sich an dem für diese Wochen geltenden Texte im Evangelium, „wenn schon die Pre- digt schlecht wäre“. Dann fährt er fort: „Aber ebenso fromm und gerührt kann ich auch sein, wenn ich den ganzen Sonn- tagmorgen in Beiertheim (heute zu Karlsruhe gehörend) im „Hirschen“ im Grasgarten unter den Bäumen im Freien bei einem halben Schöpplein Roten und Butterbror in der Sonn- tagsstille, unterbrochen von Glockengeläut und Bienensummen, sitze und im Jean Paul lese...“ Oder er berichtet dem Pro- teusefreund Friedrich Wilhelm Hitzig, Pfarrer und Dekan im Oberland, er sei acht Tage in Baden-Baden gewesen: „Ich war mitten im Kreis und Brennpunkt der Freude, viel melancholisch, doch vorübergehend in schnellen Wechsels, wie die Schatten der Wolken, wenn sie im Frühjahr über den Hühner- berg (bei Lörrach) fliegen. Doch hab ich auch manchen kleinen Spaß getrieben und erlebt. Hab ich nicht an der Tafel mich mit den Grafen gleichgütig und mit dem König von Bayern auf der Promenade in die nämliche Lotterie gesetzt und den Abend im „Lamm“ bei den Handwerksburschen zugebracht... Denn ich dachte wie Ulysses an dem Hof des Alcinous: „Gebt mir zu essen, ob ich gleich so betrübt bin.“

Als guter Kenner der großen und kleinen Kur- und Bade- orte am Westhang des Schwarzwalds erteilt er gern Auskünfte darüber, wo man sich wohlfühle und zuversichtlich Einkehr halten könne. In einem Brief an Gustave Fecht und ihre Schwester Karoline, die Gattin des Proteusefreundes und Pfarrers Tobias Günttert, liest man: „Griesbach und Peterstal liegen sehr schön. In Griesbach finden wir viel vornehme Welt und können ihr nicht ausweichen, weil dort alles eng ist. In Peterstal ist man bequemer, in gemischter Gesellschaft, un- genierter. In der Hub war ich noch nie, obgleich ich ein guter Freund vom Eigentümer bin. Aber jedermann ist bezaubert von der Gegend. Dort treffen wir halb Straßburg an...“ Am interessantesten, so heißt es in diesem Brief, wäre freilich wohl Baden-Baden. Man findet dort Leute genug und jeden Abend Theater und große Bank. Das Casino beschäftigt Hebel sehr lebhaft. Er zeigt sich genau unterrichtet über die Ab- machungen der Pächter mit der Karlsruher Regierung, und besonders freudig stellt er fest, daß auch zweitausend Gulden aus der Pacht für Badenweiler abfallen, von dem man in Baden-Baden „gar viel Lölliches und Liebliches zu sagen wisse.“ Es müsse ein „Paradieslein und Mustergärtlein“ sein. So glaubt er, der Straßburger Freundin Sophie Haufe einen Kuraufenthalt am Blauenhang empfehlen zu können.

Inzwischen sah sich nun der Rheinländische Hausfreund auch einmal im „Huber-Bad“ um: „O, da ist's schön“, schreibt er an Gustave, „keine große Welt wie in Baden-Baden, etwa fünfzig Gäste, meist Straßburger. Die Gegend, die Anlagen, das Ge- bäude, die Einrichtung, das Essen, der Wein, alles vortref- lich...“ Mit Vorliebe fliegt der Prälat und Dichter von der Residenz ins Bühlertal aus, wo er „in der reinen erquicklichen Bergluft seiner Gesundheit pflegt“. Zu Fuß marschiert er nach Lauf, nach Sasbach und ist überall mit den Wirtschaften zu- frieden, um sich in der Nacht nach Bühl zurückfahren zu lassen. Straßburger Freunden, die nach dem Oberland reisen

Am häufigsten aber dient der Johanniskranz, der oftmals auch Eisenhart oder Eisenkraut enthält, zum Schutze gegen Sturm und Regen, Blitz und Hagel, Drum hängt er über der Haustüre, an Giebeln und Fenstern, unter dem Dache, in Scheunen und Ställen. Die Bewohner der Eifel werfen oder legen sie an Jo- hanni auf die Dächer, um diese blitz- und donnerfest zu ma- chen. Zieht ein schweres Wetter über die Berge, zucken grelle Blitze und geht es Schlag auf Schlag, dann murmelt uralte Weisheit:

Eisenkraut und Hartenau
brennt an, daß sich das Wetter stau!

Dann flammt im Herde etwas vom Johanniskranz auf, dann bet- tet das Landvolk aus der Tiefe seines Herzens um Schutz und Schirm. Wenn Wind und Wetter drohen, wenn alle Elemente toben, dann neigt sich die Seele voll Vertrauen dem, von wel- chem der Psalmist sagt:

„Du Herr, bist groß und hoherhaben,
Du bist in aller Welt der Höchste!“

wollen, trägt er auf, zwischen Zell und St. Blasien alle Buchen und Bächlein zu grüßen und auch „etliche Wirtshäuser“ und: „sagen Sie den Bächlein, daß ich kürzlich mit der Doktorswürde beehrt worden sei von der Universität Heidelberg, und daß ich durch diesen Ausdruck öffentlicher Achtung sehr erfreut bin. Die Bächlein tragen es am weitesten...“

Mit Karlsruher Freunden fährt er jedes Jahr zu einem Frühlingsfest ins Albtal: „Früh sieben Uhr wird nach Ettlin- gen gefahren. In Ettlingen im Tal unter freiem Himmel wird gefrühstückt, Schinken, Monatsrettich, Butter und Käse. Den Wein muß Meerwein mitnehmen (Christian Friedrich Meer- wein war Bankier: beim Zusammenbruch seiner Bank verlor Hebel mehrere tausend Gulden, was aber der Freundschaft zu Meerwein keinen Abbruch tat). Dann gehts nach einer Stunde zu Fuß tiefer ins Tal oder in die Berge... Um ein Uhr wird zu Mittag gegessen in Ettlingen, um fünf Uhr auf einem schönen Umweg heimgefahren...“ Aus einem Brief vom De- zember 1823, also drei Jahre vor seinem Heimgang, wiederum an Gustave Fecht: „Mit mir geht es immer im Alten fort. Näm- lich, daß es eben nimmer ist, wie allmählich (ehedem), wo ich einst mit leichtem Fuß vom Belchen herabsprang und in Wies- let bei dem Blätschaffner ein Schöpplein trank. Zwar mit Schöpplein trinken geht es noch...“

Ein Jahr später berichtet Hebel, er merke, daß er den Kaffee nimmer vertragen könne: „Ich habe es nicht um ihn verdient. Ich hab ihn doch nie verachtet, und habe schon viel getrun- ken in meinem Leben. Nun habe ich schon wieder Sauerkraut gegessen und sechs Schnecken dazu, mit welchen ich jetzt, wie man's bei gewissen Arzneien machen muß, wieder nach und nach steigern will bis auf achtzehn.“

Wo sich ihm Gelegenheit dazu bietet, läßt sich der Rhein- ländische Hausfreund und Prälat gern mit Gasthaltersleuten ins Gespräch ein. Aber es ärgert ihn auch, wenn nicht alles so ist, wie es sein sollte. So ist ihm das Ausfliegen ins Bühlertal vergällt, weil „der einzige Wirt, bei dem man lo- gieren kann, den ganzen Tag betrunken ist.“ Ein Jahr, ehe sein Lebensweg am letzten Markstein angelangt ist, bekennt sich Johann Peter Hebel noch einmal zum Glück des Unter- wesgesseins. In einem Brief an den Goldschmied und Fabrikant Gottfried Haufe in Straßburg schreibt er: „Es ist gar herrlich, so etwas Vagabundisches in das Leben zu mischen. Es ist wie der Fluß in dem Tal. Man fühlt doch auch wieder einmal, daß man der Erde nicht angehört und daß man ein freier Mensch ist, wenn man wie der Spatz alle Abende auf einem anderen Ast sitzen kann. Das ist es, was den Bettler groß und stolz macht, wenn er sich selbst und seinen Beruf recht versteht. Ich habe diese Glücklichen schon oft beneidet, und gebe gerne denen, die es aus Grundsatz sind. Es gibt keine andere Philosophie...“

Nur eine ganz kurze Auslese von Bekenntnissen des Rhein- ländischen Hausfreunds zur Freude am Reisen und Wandern, am Pokulieren und am Gut-Essen ist es, die hier zusamen- gestellt wurde, ganz aufs Geratewohl. Sie ließe sich endlos fortsetzen, diese Auswahl. Man darf ihn, den Johann Peter Hebel, beherzt jenen Deutschen zurechnen, die nach Hoffmann von Fallersleben im Wirtshaus eine „zweite Heimat“ sehen.

Nachdem im vergangenen Jahr der Südturm des Münsters von Breisach wiederhergestellt werden konnte, gilt die denk- malpflegerische Arbeit des laufenden Jahres dem Wiederaufbau des Nordturmes, der ebenfalls durch den Krieg zu einer jam- mervollen Ruine geworden ist. In der Erkenntnis, daß das Brei- sacher Gotteshaus zu den bedeutendsten mittelalterlichen Mün- sterbauten am Oberrhein gehört, dem der letzte Krieg wie kei- nem zweiten seinesgleichen in der furchtbarsten Weise mitge- spielt hat, bringen Staat und Kirche größte Opfer für seinen Wiederaufbau.

Rätselhafter Wettersinn bei Tieren / Von Dr. Herbert Ullrich

Der Wettersinn der Tiere äußert sich ebenso wie das Wet- tergefühl des Menschen zunächst meist in Richtung einer Wetterverschlechterung. Besonders auffällig ist das Verhalten vieler Insektenarten vor einem Wetterwechsel, der durch sin- kende Temperaturen und zunehmende Luftfeuchtigkeit bedingt ist. Mücken und Fliegen werden besonders nervös und lästig; sie ziehen vielfach in die Häuser und Stallungen und stechen und quälen dort Mensch und Tier. Das Gebaren höherer Tiere vor einem Witterungswechsel geht vielfach auf das Verhalten der Insekten zurück, so daß hier diese die eigentlichen Wet- terpropheten sind. So fliegen die Schwalben vor Regen tiefer, weil sie den ihnen zur Nahrung dienenden Insektenschwär- men folgen. Aus dem gleichen Grunde zeigt die Fledermaus durch Höhe und Dauer des abendlichen Fluges die kommende Witterung an. Wirft der Maulwurf viele und hohe Haufen auf, so deutet dies ebenfalls auf eine Wetterverschlechterung hin. Dies ist darauf zurückzuführen, daß er den ihm zur Nah- rung dienenden Kerfen, die sich bei sinkender Temperatur und zunehmender Luftfeuchtigkeit tiefer in die Erde eingra- ben, folgt.

Als vorzügliche Wetterpropheten gelten die Spinnen. Vor dem Herannahen einer Schlechtwetterperiode zerreißen sie die Grundfäden ihres Netzes, wohl um es vor Zerstörung zu schützen, und verbergen sich dann. Knüpfen sie aber die Fä- den wieder an und nehmen sie ihre alte Lauerstellung wieder ein, so wird gutes Wetter eintreten, das um so länger anhält, je eifriger und länger sie ihre Fäden spinnen.

Aufgeregtes Gebaren des Hausgefögels, häufiges Belegen der Schnauze von Rindern, Schafen und Schweinen werden von alters her von der Landbevölkerung als Anzeichen für einen Witterungswechsel gewertet. Viele Vögel, wie Sperlinge

und Hühnervögel, baden vor Regen eifrig im Sande, da sie dann besonders stark von Parasiten geplagt werden. Enten und Gänse plätschern unruhig in ihren Gewässern. Katzen tradi- ten danach, ins Haus zu kommen. Hunde werden faul und unlustig. Gurren aber die wilden Tauben im Forst und ver- sammeln sich die Krähen auf den Feldern, so kann man mit anhaltendem schönen Wetter rechnen.

Aus den Weisen, Tonlagen und Klangfarben unserer Vögel schließen naturgebundene Leute auf Wetterveränderungen, was durch wissenschaftliche Untersuchungen oft bestätigt wur- de. Der Regenruf vieler Vögel — z. B. von Pirol, Regenpfeifer, Star, Psau, Kranich, Krähe, Schwarz- und Grünspecht — scheint dabei durch Luftdruckschwankungen ausgelöst zu wer- den, zu deren Wahrnehmung die eigentümlich gebauten Lun- gen der Vögel besonders geeignet zu sein scheinen.

Besonders auffällig ist das Benehmen der Tiere vor Gewit- tern. Im Walde herrscht dann eine lastende Stille, da viele Vögel vor Gewitterausbruch verstummen. Andere Tiere er- greift eine merkwürdige Unruhe. Planlos und ruhelos klet- tern die Eichhörnchen an ihren Bäumen auf und ab. — Der Schlampeitzger, ein in den Teichen und Sümpfen Nord- deutschlands lebender Fisch, den man häufig in Aquarien sieht, schwimmt vor Gewitterausbruch lebhaft in seinem Wohngewässer umher und wühlt aufgeregt den Schlamm auf, in dem er sonst träge vergraben lebt. Der Aquarienfreund findet ihn dann oft neben seinem Becken, sofern dies nicht zugedeckt war. Auch andere Fische zeigen sich vor einem her- annahenden Gewitter recht unruhig, springen viel und stecken oft ihre Schnauze über die Wasseroberfläche, als wollten sie die Luft abschmecken.

Eine Mutter / Von Friedl Marggraf

Auf einem kleinen Kirchhof in der Baar findet sich ein schlicht behauener Grabstein, der als einziger Schmuck das Abbild einer Sichel trägt. Der massige Leib des Uraltin ist schon zur Hälfte im Erdboden versunken, ausgelöscht von den Un- bilden der Witterung ist der Name der Schläferin, die hier vor aberhundert Jahren eine Friedstatt fand. Gleichwohl wird ihre Tat unvergessen sein unter den Menschen des Dorfes, und wenn man etwa einen jener Alten fragt, die auf der Bank vor dem Hause geruhsam einen milden Sonnentag auskosten, wer denn unter diesem Stein seinen ewigen Schlaf halte, so wird man zur Antwort bekommen: „Eine Mutter!“ Und man wird diese

Sommer

Wie eine Mutter kommst du sacht
zu uns herein im Morgenlicht.
Und deine warme Liebe macht
so froh der Erde Angesicht.

Wir hören deinen Lobgesang
der über alle Fluren klingt.
Und fühlen innig wegentlang
wie uns dein Wesen hold durchdringt.

Und neue Wunder bringt uns mit
dein Leuchten über Wald und Land.
Verwandelt klingen Lied und Lied
und Segen fließt aus deiner Hand.

Franz Cingia.

Geschichte hören: In einer Zeit, da die Menschen, verwildert an Leib und Seele durch eines langen Krieges Not, wie das liebe Tier durch die Wälder streiften, und eines Mannes Leben oft ausgelöscht ward um des Gewandes willen, das er auf seinem Leibe trug, geriet auch einer guten Mutter Sohn in üble Ge- sellschaft und wurde bald von seinen Spießgesellen dazu ange- halten, bei ihren Raubzügen Späherdienste zu leisten. Sie ver- setzten durch ihr schändliches Treiben die ganze Gegend in Furcht und Schrecken und kein Mensch wagte es mehr, waffen- los sein Feld zu bestellen. Endlich aber gelang es etlichen be- herzten Männern, den Schlupfwinkel im Walde auszukun- dtschaften und in einer Nacht das ganze Raubnest auszuheben.

Das Urteil war bald gesprochen, denn eine Unzahl schlechter Taten zeugte klar wider die Gefangenen. Als sie jedoch bei So- nenaufgang dem Henker überliefert werden sollten, drängte sich durch die harrende Menge ein blasses, abgemagertes Weib, eben jenes verführten Jungen unselige Mutter, und bat seinen Richter kniefällig um Gnade für den Sohn. Der Richter jedoch erwiderte ihr: „O Mutter, so wenig du vermagst, den großen Dorfanger bis zum Untergang der Sonne mit einer Sichel abzu- mahen, so wenig kannst du das Leben deines Sohnes vor einem schimpflichen Ende bewahren!“

Da zog eine fliegende Rote über die blasse Stirn des Weibes, es hob den demütig gesenkten Blick und sah dem Richter frei ins Angesicht. Beend vor Erwartung fragte sie: „Und — wenn ich es dennoch könnte?“

Da erwiderte ihr der Richter: „So stehe ich zu meinem Wort und dein Sohn ist frei!“

Sogleich eilte die Mutter von dannen und alsbald sanken die ersten Schwaden unter ihren lieberhaft werkenden Händen nieder.

Der Mittag kam, die Sonne stand hoch und brannte heiß. Aber die Mutter gönnte sich keinen Augenblick der Rast, denn noch stand die halbe Breite des Angers. Längst waren ihre Hände wund, ihr Gaumen ausgedörzt, mit tausend glühenden Nadeln stach die Hitze auf ihren gebeugten Rücken ein. Oft schwankte sie und sah Feuerkreise vor ihren Augen tanzen, dann wieder griff eine jähe Kälte ihr ans Herz, daß sie glaubte, den nächsten Atemzug nicht zu überstehen. Aber immer wieder ge- horchte der gepinigte Körper dem unerbittlichen Willen, der ihn Schritt für Schritt vorantrieb.

Als die Schatten lang und länger wurden und die Sonne hin- ter fernen Hügeln zu versinken begann, stand nur noch ein schmaler Streifen bis zur Grenze. Die Mäherin brach in die Knie, aber sie hielt keinen Augenblick inne. Halbblind von Schweiß und Tränen kroch sie mühsam den Rain entlang, aber die Sichel in ihrer Hand hörte nicht auf, sich durch das Gras zu fressen. Und im nämlichen Augenblick, da der letzte Licht- strahl hinter den Hügeln erlosch und die Dämmerung ihre grauen Fledermausschwinge über das Land zu breiten begann, war der letzte Schnitt getan, stand kein Gräslein mehr auf sei- nem Halm.

Da eilte der Richter hinzu, der, zutiefst betroffen und erschüt- tert seit Stunden das Gelingen des unmöglich Scheinenden mit wachsender Bangnis verfolgt hatte, um ihr selbst des Sohnes Freiheit anzusagen. Aber er fing eine Sterbende in seinen Ar- men auf, beim letzten Streich der Sichel hatte das tapfere Herz aufgehört zu schlagen.

Konstanz Verlagsort der ersten deutschen Zeitung

Die Straßburger Wochenzeitung „Relation“ aus dem Jahre 1609, die in der Heidelberger Universitätsbibliothek aufbewahrt wird, galt bisher als älteste deutsche Zeitung. Der Karlsruher Kunstmaler Gerhard Picard fand jetzt unter den Beständen des badischen Generalandesarchivs in einem Rechnungsbuch des Klosters Salem aus dem Jahre 1600 eine Notiz, die darauf schließen läßt, daß vor der Straßburger „Relation“ bereits in Konstanz eine Zeitung erschienen ist. Nach dieser Unterlage hat der Abt von Salem dem Buchdrucker Niklaus Kalt in Kon- stanz vier Gulden für „auf ein Jahr überschickte Zeitungen“ be- zahlt. Die Fassung dieser Notiz deutet nach Ansicht von Sach- verständigen darauf hin, daß es sich um eine periodisch erschei- nende Zeitung gehandelt hat und daß diese bereits im Jahre 1569 existiert haben muß. Die Konstanz Zeitung wäre damit die älteste bisher bekannte deutsche Zeitung.